

Zeitschrift: Librarium : Zeitschrift der Schweizerischen Bibliophilen-Gesellschaft = revue de la Société Suisse des Bibliophiles

Herausgeber: Schweizerische Bibliophilen-Gesellschaft

Band: 25 (1982)

Heft: 1

Artikel: Ertrag einer Faksimile-Edition : die Sonderausgabe der Schweizer Bilderchronik des Luzerners Diebold Schilling

Autor: Anklin, Alois

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-388373>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ort des nächsten Kongresses im Jahr 1983 Edinburgh bestimmt. Dankbar, durch viele und starke Eindrücke bereichert, trennten sich am 3. Oktober die Teilnehmer. Sie konn-

ten dazu das Bewußtsein mit nach Hause nehmen, daß sie auch im Jahre 1983 in Schottland ein auserlesenes Programm erwartete.
Dietrich Schwarz

ALOIS ANKLIN (LUZERN)

ERTRAG EINER FAKSIMILE-EDITION

Die Sonderausgabe der Schweizer Bilderchronik
des Luzerners Diebold Schilling

Mit dem Kommentarband zum Faksimile der Schweizer Bilderchronik des Luzerners Diebold Schilling hat der Faksimile-Verlag Luzern einen neuen Weg beschritten. Er enthält nicht nur den wissenschaftlichen Ertrag der durch die Faksimilierung neu angeregten Forschungen rund um die Chronik und ihren Verfasser, sondern dazu die Chronik selbst. Es handelt sich um den begrüßenswerten Versuch, Bemühung und Aufwand für ein Faksimile über die zahlenmäßige Begrenzung seiner Auflage hinaus und damit über die Preishürde hinweg einem weiteren Kreis zugänglich zu machen.

Seite für Seite Text und Bild

Die Sonderausgabe gibt sämtliche 680 Seiten der Faksimile-Ausgabe mit Text und Bild wieder: den Originaltext transskribiert, die Bilder in Schwarzweiß. Die Nähe von Diebold Schillings alemannischer Kanzleisprache (oder besser: seiner spätmittelhochdeutschen Schriftsprache zur Schweizer Mundart) machte eine Übersetzung ins Schriftdeutsche überflüssig. Es genügte, Schillings Handschrift in leicht lesbare Druckschrift umzusetzen. Außer sämtlichen Bildern in Schwarzweiß enthält die Sonderausgabe noch zusätzlich 64 ganzseitige Farbtafeln der Chronik. Diesem Textteil der Chronik schließt sich ein umfangreicher Kommentarteil mit Namen-, Orts- und Sachregister an.

Der Kommentar wurde betreut von einer Gruppe von Wissenschaftern der Universität Freiburg i. Üe. unter der Leitung von Prof. Dr. Alfred A. Schmid. Das Mediävistische Institut der Universität Freiburg diente als Koordinationsstelle, doch wurden die im Kommentarband zusammengetrage-

nen Resultate auf getrennten Wegen erreicht. Sie führten, wie der Leser feststellen wird, zu einer erstaunlichen Konvergenz.

Neue Erkenntnisse im Überblick

Die Zeitspanne zwischen der Edition der Faksimile-Ausgabe im Januar 1977 und dem Kommentarband im Oktober 1981 war gewiß nicht karg bemessen, doch förderte die mehrjährige Arbeit der Kommentatoren Erkenntnisse zutage, die über den Stand der von Robert Durrer und Paul Hilber betreuten Ausgabe von 1932 hinausführen. Über Struktur und Zusammensetzung der 43 Lagen der Chronik gibt Pascal Ladners codicologische Untersuchung restlos Auskunft. Er weist auch nach, daß die gesamte Chronik von Schilling eigenhändig geschrieben worden ist. Auf Grund bestimmter Nahtstellen in der Chronik entwickelt Peter Rück die Hypothese einer in der Anlage auf drei Bände geplanten Chronik. Hingegen ist es nicht gelungen, die Anonymität des zweiten Meisters, der Hand B, zu lüften.

Das farbig-bewegte Leben eines Chronisten

Carl Pfaff eröffnet die Reihe der Kommentare mit einem farbig und saftig geschriebenen Porträt der Familie Schilling, geht ihren Ursprüngen in Solothurn und Hagenau nach, ihren ererbten Charakterschwächen und bewegten Lebensläufen.

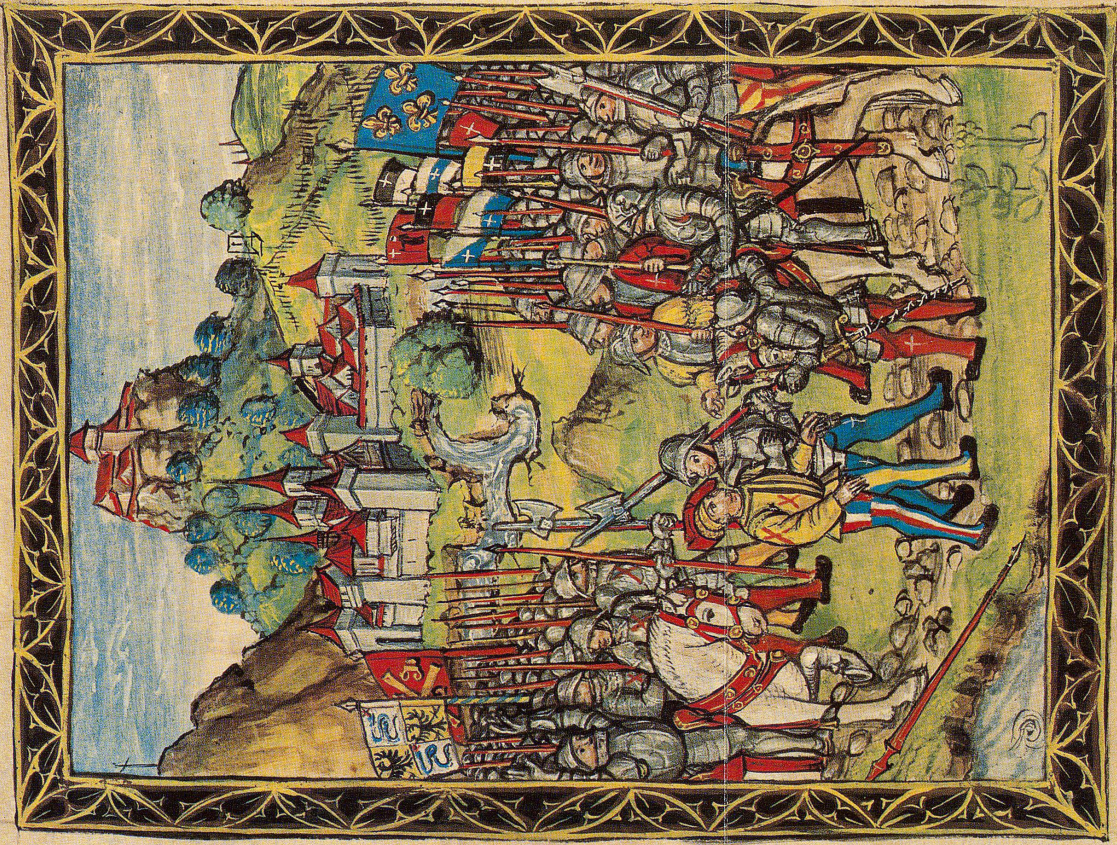
Diebold Schillings Großvater, Niklaus oder Klewi Schilling stammte aus Solothurn, das er wegen eines Skandals verlassen mußte. Er zog nach dem elsässischen Hagenau, wo er als Säckelmacher Taschen, Beutel, Gürtel und Dolchscheiden für gehobene Ansprüche verfertigte. In einer ersten Ehe war er mit einer Hagenauer Bürgerstochter, in zweiter Ehe mit Else Weisen Henslin, einer Verwandten Stephans von Bayern, des illegitimen Sohns des Herzogs Stephan von Simmern-Zweibrücken und Enkels des Königs Ruprecht von der Pfalz, verheiratet. Inzwischen hatte Klewi den Säcklerberuf aufgegeben und war in den öffentlichen Dienst Hagenaus eingetreten. Erstaunlicherweise, denn dem Hagenauer Rat stand er wegen zwar nicht eindeutig beweisbarer Veruntreuung nicht im besten Ruf: Als städtischer «Käuffeler» hatte Klewi Schilling gegen einträgliche Taxen Mobilien und Wertgegenstände, die in den Besitz der Stadt gelangt waren, getreu und redlich zu verwerthen. Doch bald vergriffen sich Frau Else und Klewi an Preziosen und ließen den Erlös in die eigenen Taschen fließen. Verhaftet und gefoltert, gestand Else nicht nur die Verfehlungen ein, sondern plauderte auch Peinlichkeiten aus ihrem Eheleben aus: durch den Gatten erzwungener Ehebruch mit einem Komplizen, Abtreibung. Zwar verhütete Vetter Stephan von Bayern das Schlimmste, doch das Paar samt dem ältesten Sohn Hans, dem Vater Diebold Schillings, mußten Urfehde schwören und Hagenau fortan meiden. Klewis jüngerer Sohn Diebold hatte Hagenau schon vorher verlassen. 1456 taucht er als Kanzleihilfe in Luzern bei seinem Vorgesetzten Johannes Fründ auf. Doch schon nach drei Jahren folgte er einem Ruf

nach Bern. Dort stieg er zum hochangesehenen Chronisten des Stadtstaates Bern auf.

Der ältere Sohn Hans lernte in der Werkstatt des Verlegers Diebold Lauber auf der Burg Hagenau die Schreib- und Illustrierkunst. Für eine kaufkräftige Kundschaft stellte Lauber auf Bestellung und Vorrat bebilderte Handschriften auf Papier her. 1460 löste Hans Schilling in der Luzerner Kanzlei seinen nach Bern übersiedelten jüngeren Bruder Diebold ab. 1468 rückte er zum Unterschreiber auf und erhielt das Bürgerrecht der Stadt Luzern. Bald schon brachte er es zu einem ansehnlichen Vermögen.

Von seinem Vater hatte Hans die Hand geerbt, die schnell zum Messer, nach fremdem Gut und fremden Frauen griff. Er erregte Ärgernis mit seinem Verhältnis zur Tochter eines Leutpriesters, mit dem er später in eine Schlägerei verwickelt war. Seine zweite Frau ließ er, zu Recht oder Unrecht, durch einen Knecht beschatten, der die junge Frau und ihre angeblichen Beziehungen zum Chorherrn Heinrich Vogt, dem späteren Rektor der Universität Basel, ins Gerede brachte. Zu diesen privaten Geschichten kamen Klagen über Betrügereien, Indiskretionen, Bestechung. Zürich forderte von Luzern, Hans Schilling an den eidgenössischen Tagsatzungen nicht mehr zu verwenden. Doch der Rat wollte und konnte auf die Dienste des zwar umstrittenen, aber unbestreitbar tüchtigen Schreibers nicht verzichten. 1481 führte er sogar mit seinem zwanzigjährigen Sohn Diebold an der Tagsatzung von Stans Protokoll und redigierte das Stanser Verkommnis.

Folio 207r: Schweizer in mailändischem Sold übergeben den gefangenen und als Landsknecht verkleideten Herzog Ludovico Sforza (il Moro) an Schweizer in französischem Sold (10. April 1500). Episode aus dem «Verrat von Novara». Der Urner Turmann hatte den Franzosen verraten, daß sich der Herzog verkleidet unter den von Novara abziehenden Truppen befinde. Ludovico Sforza blieb bis zu seinem Tode in französischer Gefangenschaft. Der Verräter Turmann wurde hingerichtet (eine Szene, die Diebold Schilling in einem anderen Bild festhielt). Bild von Hand A.



Der zur Tarnung als Landsknecht verkleidete Ludovico Moro wird vor
Novara durch den Urner Söldner Hans Turmann verraten und den in französischen
Diensten stehenden Schweizern zuhänden des Bailli
von Dijon übergeben (1500).
(Folio 207 r)

Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. Über weite Strecken, meint Carl Pfaff, gleiche das Leben des Sohnes spiegelbildlich jenem des Vaters. Diebold wurde um 1460 in Luzern geboren. In der Stiftsschule im Hof lernte er die Schreibkunst, Deutsch und Latein, so daß er jung als Gehilfe des Vaters in die Kanzlei eintreten konnte. 1476 scheint er sich kurz an der Universität Basel aufgehalten zu haben. Italienisch lernte er an der Universität Pavia. Französisch verstand er nicht. Zeit seines Lebens mochte er die Franzosen nicht und machte antifranzösische Politik. 1479 war Diebold Schilling wieder in Luzern und amtierte als öffentlicher Notar. Kurz vorher scheint er die niederen Weihen erhalten zu haben. 1481 ist er bereits Priester und neben seinem Vater Substitut in der Luzerner Kanzlei.

Die Kutte macht nicht den Mönch und der Priesterrock nicht den Priester. Diebold Schilling war zwar seit 1483 Kaplan der Liebfrauenpfründe in der St. Peters-Kapelle und kam im gleichen Jahr in den Genuß einer noch höher dotierten Pfründe in der Stiftskirche St. Leodegar, aber mit seinen Pflichten nahm er es nicht sehr genau. Bald ließ er sich in dubiose Affären ein, er wurde in den Turm gesteckt, und als er entlassen wurde, mußte er gemeinsam mit seinem Vater Urfehde schwören und sich verpflichten, in der Kirche und auf der Straße sich priesterlich und ehrbar zu betragen, mit keinem verdächtigen Gesindel Haus zu halten, noch argwöhnigen Leuten, Priestern, Frauen und Männern Schirm und Unterschlupf zu geben und die Amtspflichten getreu zu befolgen.

Es blieb bei gutem Vorsatz und Versprechen. Bei einer nächtlichen Rauferei mit seinem Nachbarn wurde ein Dritter, der die Streithähne trennen wollte, mit Messerstichen so übel zugerichtet, daß er starb. Da die Todesursache nicht genau festzustellen war und die Raufbolde sich gegenseitig beschuldigten, kam es zu einem Vergleich. Die Angeschuldigten wurden zu einer Gedächtnisstiftung im Hof verpflichtet, Schilling außer-

dem zu einer jährlichen Totenmesse und zu einer Todschlagbuße.

War Diebold Schilling vom tödlichen Ausgang dieser nächtlichen Schlägerei beeindruckt? Die Akten jedenfalls berichten über keine ähnlichen Exzesse mehr. Er wandte sich fortan der Mehrung seiner Einkünfte und seines Vermögens zu. Zu seinen bisherigen Pfründen kam eine neue: Die Kaplanei am Katharinenaltar der Peters-Kapelle. Überdies beteiligte er sich am einträglichen Handel mit Elsässer Weinen, den ein Verwandter in Luzern aufgezogen hatte. 1497 begann seine diplomatische Laufbahn. Schultheiß Hans Ruß empfahl ihn wegen seinen guten Italienischkenntnissen als Dolmetscher dem mailändischen Gesandten Thomas Torniello. Schilling wurde Agent Ludovico Moros. Nach dem Zusammenbruch der Macht der Sforza in Mailand wandte er sich Maximilian zu, der den geschichtskundigen Luzerner Kaplan 1507 persönlich zum Reichstag von Konstanz einlud. In Konstanz empfing Schilling, vielleicht auch beeinflusst von seinem Onkel gleichen Namens in Bern, die Anregung zu eigener geschichtlicher Arbeit. 1511 nahm er die Arbeit an seiner Chronik auf.

«Nichts wäre falscher», meint Carl Pfaff, «als sich vorzustellen, da habe ein geschichtsbeflissener Kaplan in entsagungsvoller Stille in seinem idyllischen Luzerner Pfrundhaus sein gewaltiges Werk geleistet. Schilling schrieb als dezidierter Parteimann, der sich selbst in die Wogen der hohen Politik warf und ihre Stoßrichtung nach Kräften in seinem Sinne zu steuern versuchte.»

Noch 1527, über zehn Jahre nach Schillings Tod, flammt Schillingsches Ungestüm wieder auf. Sein illegitimer Sohn Christoph ermordet auf der Hofbrücke die von ihm geschwängerte Magd eines Chorherrn. Und sollte dieser Christoph identisch sein mit dem gleichnamigen Basler Professor der griechischen Sprache, hätte sich noch 1558 ein letztes Mal Schillingsche Art bestätigt, als dieser Christoph Schilling wegen schlechter Lebensführung als Prädikant von Riehen seines

Amtes entsetzt wurde. Es ist hilfreich, all dieses zu wissen, wenn man sich über die etwas steife Pracht der Miniaturen des Luzerners Diebold Schilling beugt.

Die Handschrift näher besehen

Diebold Schillings Originalhandschrift, Einband, Buchblock, die 43 Lagen mit 342 Blättern und die Schrift untersuchte Pascal Ladner. Die Zusammenschau seiner Befunde gibt Einblick in die Entstehungsgeschichte der Chronik, bei der sich drei Arbeitsgänge unterscheiden lassen: Die Reinschrift des Textes, die Ausstattung mit Initialen und die Bebilderung und Bildumrahmung. Die Textaufzeichnung erfolgte eindeutig zuerst, Initial- und Bildausstattung nebeneinander und lagenweise. Bei der Untersuchung der Lagen stieß Ladner beim Übergang von der 9. zur 10. Lage auf eine Nahtstelle der Chronik, gekennzeichnet durch andere Pergamentqualität, Wechsel der Schriftspiegelbegrenzung, der Zeilenlänge, des Zeilenabstandes, der Dichte des Schriftbildes und der Art der Initialausstattung. Ladner vermutet hier den ursprünglichen Chronikbeginn, dem dann ein Paket von Lagen vorangestellt worden ist. Eine Erkenntnis, die auch Peter Rück in seinem Beitrag aufnimmt und die ihn zur Rekonstruktion einer dreibändig geplanten Chronik führt.

Der Chroniktext ist von einer einzigen Hand geschrieben, die mit Sicherheit diejenige des Diebold Schilling selbst ist. Er schrieb ihn, ohne nach einer kalligraphischen Meisterleistung zu streben; Pascal Ladner bezeichnet die Schrift als «gehobene Kanzleikursive», wie sie um die Wende des 15. zum 16. Jahrhundert in vielen Spielarten üblich war. Im Schriftbild sind Veränderungen, gelegentliche Ermüdung wie innere Aufraffung festzustellen. Von Schillings Hand stammen auch die Kapitelüberschriften. Ob dies auch für die Initialen gilt, dafür, meint Ladner, gebe es keine eindeutigen Kriterien; er vermutet aber, daß wenig-

stens die Versalien im Bandwerk- und im «Ohrmuschel»-Stil von Schilling selbst stammen. Ihm sind auch die Farbanweisungen für den Maler und die Beschriftung der Rahmen zuzuweisen.

Auf Grund der codicologischen und paläographischen Untersuchung der 43 Lagen schließt Pascal Ladner, daß Schilling mit der Niederschrift und Ausstattung der Chronik spätestens 1511 mit der heutigen Lage 10 begann, um die Jahreswende 1511/12 die Lage 12 bebilderte und im gleichen Jahr das Werk sicher bis und mit Lage 18, wahrscheinlich jedoch darüber hinaus, förderte, gleichzeitig aber auch die Lagen 2–9 herstellte; die Ausmalung der Lagen 22–43 erfolgte sodann, sofern das Datum der Chronikübergabe richtig ist, in der ersten Hälfte des Jahres 1513. Ebenfalls in die Endphase dürfte die Einsetzung der Initialen sowohl auf den letzten zehn Folien als auch in den Lagen 7–9 fallen, und schließlich hat Schilling nach Abschluß des Textes das die erste Lage beanspruchende Register erstellt.

Ist Schilling bloß ein Abschreiber?

Es darf als gesichert gelten, daß Schilling seit Anfang 1508 Petermann Etterlins «Kronica von der loblychen Eydgnoschaft», die 1507 in Basel erschien, kannte. Hat Diebold Schilling, wie Robert Durrer meint, drei Viertel seines Textes aus Etterlins Chronik abgeschrieben?

Im Kapitel «Diebold Schilling für des Kaisers Sache» geht Peter Rück, ehe er die Konstruktion der Chronik untersucht, der Frage nach, inwieweit Schilling von Etterlin abhängig ist. In einer Konkordanz vergleicht er die 278 Kapitel Etterlins mit den 455 Kapiteln Schillings und vermerkt Kapitel für Kapitel die Abhängigkeitsgrade. Aus diesem Vergleich ergibt sich, daß Schilling selten über einen Satz hinaus Etterlins Text wörtlich abschrieb. Er hat weder drei Viertel noch zwei Drittel von Etterlin übernommen, sondern ihn durchaus legitim als Leitfaden

benutzt, ihn jedoch im Text, im Ton und im Stoffgehalt wesentlich verändert und ergänzt. Weit über die Hälfte (293) seiner Kapitel sind von Etterlin unabhängig, und kein einziges Kapitel ist wörtlich aus Etterlin übernommen.

Auf drei Bände geplante Chronik?

Bei der Untersuchung der Chronik nach ihrer Machart ging Peter Rück von äußern und innern Merkmalen der 43 Lagen aus und wertete die Daten statistisch an den Rechenzentren der Universitäten Bern und Lausanne aus. Die Untersuchung förderte vier Nahtstellen zutage, die mit den Lagen 9, 19, 29 und 39 zusammenfallen. Auf Grund dieser Nahtstellen rekonstruiert Rück mit scharfsinnigen Überlegungen eine dreibändig geplante, aber unvollendet gebliebene Chronik. Der erste Band hätte die Anfänge der Eidgenossenschaft und Luzerns bis zum Ausgang des Alten Zürichkrieges (1403 bis 1446), der zweite die Burgunderkriege und die eidgenössische Geschichte bis 1509 und der dritte die Gegenwart von 1509 bis 1512/13 umfassen sollen. Den zweiten Band sieht Rück aus zwei Teilen zusammengesetzt: Aus dem nach dem Konstanzer Reichstag von 1507 begonnenen Rapport Schillings über seine Erfahrungen im Dienste Maximilians und der vom Luzerner Rat und wohl auch vom Kaiser in Auftrag gegebenen eidgenössischen Bilderchronik. Daß Kaiser Maximilian die Chronik materiell unterstützt hat, daran zweifelt Rück nicht. Weshalb der dritte Band, der die italienischen Kriege der Eidgenossen bis Ende 1512 behandeln sollte, nicht geschrieben wurde, kann Peter Rück nur vermuten: Änderung der politischen Voraussetzungen (der Traum vom Romzug des Kaisers war verflogen), französisches Soldbündnis, Neuorientierung der Eidgenossenschaft? Jedenfalls, so folgert Rück, wollte Schilling nicht eine Luzerner Chronik, sondern eine luzernische Eidgenossenchronik schreiben.

Der Weg zum Deutsch der Schilling-Chronik

Die «Sprachlichen Stationen auf dem Weg zum Deutsch der Schilling-Chronik» untersucht Eduard Studer. Auf 16 Seiten bietet der Freiburger Germanist eine unterhalt-same, reizvolle Geschichte der Entwicklung der deutschen Prosa. Das deutsche Mittelalter stand unter der Allmacht des Reimverses. Die Prosa hatte es schwer, sich auf dem Pergament einen Platz zu erkämpfen. Zwar gibt es in der althochdeutschen Literatur die einsame Leistung Notkers III. vom Kloster St. Gallen mit seinen Übersetzungen antiker Autoren und des Psalters, doch Nachfolger fand er keine. Seine Mönche und die gebildete Welt blieben beim Latein. Eine eigenständige deutsche Prosa keimte erst in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts auf dem Boden der Mystik auf. Mechthild von Magdeburg, Meister Eckart, Tauler, Seuse stellen Höhepunkte sprachschöpferischer Leistung dar. Über Martin Luther und die Zürcher Reformatoren führt Studer in die Nähe der alemannischen Kanzleisprache, die spätmittelhochdeutsche Schriftsprache, die Diebold Schilling unter den Augen seines Vaters in Luzern gelernt hat.

Erstmals macht Studer die Sprache Schillings zum Gegenstand einer eigenen Untersuchung. Er reiht seine Schriftsprache in die Schreibtradition der Schweizer Chronisten des 15. und 16. Jahrhunderts ein. Vom Frühneuhochdeutschen zeigt er sich noch völlig unbeeinflusst. Studer meint, weil Schilling nie mittel- oder ostdeutschen Boden betreten habe, habe er auch gar nicht wahrgenommen, was sich im Reich als schriftliche Dominanz der Zukunft angebahnt habe.

Eine feststehende Orthographie kennt Schilling nicht; er gibt sich hier sogar besonders ungebunden und schreibt «gessen» und «gässen», «stettli» und «stättli». Er wahrt die Merkmale des Mittelhochdeutschen, die alten Monophthonge i, u, ü und die alten Doppellaute ie, uo und üe und schreibt «hell» (Hölle) und «schweren» (schwören). Auch in der Flexionsweise der Nomina, Pro-

nomina und der Verben folgt Schilling dem Mittelhochdeutschen.

Auf dem grammatischen Feld der Wortbildung scheint Schilling nichts Ungewöhnliches riskiert zu haben. Dem unphilosophischen Kopf lagen Abstraktionen nicht. Er liebte Diminutivformen wie «hüsly», «kindli», «mennli», «schiffli» und die häufige Verwendung des Genitivs. Gewisse Formen entnahm Schilling seiner Mundart wie etwa «em Großvatter sis Huus» oder «einem armen man sin tochter». Ausgeprägt ist Schillings Vorliebe für Zwillingsformen «gnad und hilff», «sitt und gewonheit», «nutz und frommen», «erlich und redlich» und für stabreimende Paare: «land und lüt», «mit worten und werken», «by nacht und näbel», «kisten und kasten», «liebs und leitz».

Zu Schillings Stil meint Eduard Studer, man könne in seiner Chronik viele Seiten lesen, ohne auf eine Stilfigur zu stoßen, die sich vom sachlichen und nicht eben elegant dahinfließenden Berichtsduktus entferne. Auf rhetorische Fragen sei er jedenfalls nicht aus gewesen und als Poet habe er sich bestimmt nicht gefühlt. Als deutscher Prosaist reiche er nicht an seine jüngeren Zeitgenossen Aventin, Anshelm, Vadian und Tschudi heran. Schillings singuläre Bedeutung liegt in seinen Bilddarstellungen.

Unerschöpfliche Fundgrube der Bilder

Den umfangreichsten Beitrag zur Sonderausgabe steuert Carl Pfaff bei mit dem Kapitel «Umwelt und Lebensform». In eingehender Detailarbeit schöpft er die Bildinhalte aus, denn «Schillings Ruhm beruht auf seinen Bildern». Die unzähligen Ansichten und Landschaften der alten Eidgenossenschaft sind Schillings Bestreben zu verdanken, Aktionen, Schlachten und Belagerungen zu lokalisieren. Einige europäische Landschaften wie Norditalien, die Bodenseegegend, den Oberrhein und die deutsche Schweiz kannte Schilling aus eigener Erfahrung, doch topographische Treue darf man bei ihm nur für

seine engere Heimat, vor allem für Luzern erwarten. Schilling blickt in seiner Chronik vorzugsweise auf die Achse Basel–Mailand, schon Bern und die ganze Westschweiz bleiben weitgehend außerhalb seines Gesichtskreises. Selbst im Falle Basels, das in nicht weniger als dreizehn Malen ganz oder in Ausschnitten abgebildet wird, kümmert sich Schilling nur bedingt um topographische Objektivität, obwohl ihm die Rheinstadt nach seinem eigenen Zeugnis und von seinen kurzen Universitätsstudien her gut bekannt gewesen ist. Außerordentlicher dokumentarischer Wert wird seinen Abbildungen des Klosters Einsiedeln beigemessen. Für die Rekonstruktion des im Barock vollständig zerstörten romanischen Kirchenkomplexes ist ohne Schillings Bildzeugnisse nicht auszukommen.

Dank Schilling gibt es nördlich der Alpen kaum mehr eine Stadt gleicher Größe, die eine solche Fülle von Veduten aus dem späten Mittelalter besitzt wie Luzern. Anhand dieser Bilder führt Carl Pfaff den Leser durch das mittelalterliche Luzern Diebold Schillings. Der amüsante und lehrreiche Spaziergang beginnt außerhalb des alten Basler Tores und endet im geistlichen Bezirk des Hofes im Osten.

Die Art und Weise, wie Carl Pfaff Schillings Bilder auszuschöpfen versteht, überrascht. Nichts entgeht seinem geschärften Blick, nicht die Möbel im Innern der Häuser, nicht Kleider und Trachten, noch Waffen

Folio 214r: Eine Episode aus den Mailänder Feldzügen. Die unter den Bannern sämtlicher dreizehn Orte vor Locarno aufmarschierten Eidgenossen beschießen im März 1503 die feindliche französische Flotille auf dem Laghetto. Während das Gros des Heeres noch amarschiert, feuern die Handbüchschützen schon auf die Schiffe. Die topographische Lage und das Castello auf dem Berg verraten einige Lokalkennnisse des Malers. Für die Hand A typische Illustration: Sie stapelt das Geschehen und die Landschaft nicht in die Tiefe, sondern in die Höhe, gibt aber alle Einzelheiten, die Banner der dreizehn Orte, Bewaffnung und Kleider der Krieger und des Castello auf dem Hügel getreu wieder.

1422



Kriegsknechte der dreizehn Orte beschießen mit Handbüchsen eine französische
Flotille in der Bucht von Locarno.
(Folio 214r)

und Wappen. Er beginnt mit Dorf, Stadt und Burg, belegt wie Schilling Felder und Wege, Sakralbauten, Wohnhäuser und ihre Innenräume sieht; dann die Stadt mit ihren Befestigungen, Kirchen und Kirchenräumen, Wohnhäusern, Straßen, Brücken und Brunnen und faßt dann Möbel und Hausgerät ins Auge. Gerichtsorte, Amtstrachten, Wappen und Fahnen und die grausame Strafjustiz sind behandelt im Kapitel «Rechtsleben». Als ergiebig erweist sich der Abschnitt «Krieg und Fehde» mit dem Söldner- und Pensionswesen, den Waffen, die einzeln zur Hand genommen und beschrieben werden und schließlich den Belagerungsbauten.

Wie zuverlässig und getreu Schilling in seinen Bildern ist, beweist das Kapitel über Männer- und Frauentrachten; die Genauigkeit ihrer Wiedergabe ermöglichte es Schnittmuster herzustellen, obwohl Schilling und seine Maler sicher nicht historische Kostümkunde treiben wollten. Im letzten Kapitel «Alltag und Fest» werden die Bilder näher betrachtet, die Berufe, Glaube und Aberglaube und schließlich Sport und Spiel schildern.

Zwei verschiedene Hände malten die Chronik

Mit der kunstgeschichtlichen Analyse der Bilder befaßt sich der Herausgeber der Sonderausgabe, Prof. Dr. Alfred A. Schmid. Daß an der Chronik zwei Hände tätig waren, ist schon früh erkannt worden, und ihre gegenseitigen Anteile wurden schon in der Edition von 1932 überzeugend dargelegt. Aus den bisherigen Arbeiten über die Chronik zieht Alfred A. Schmid den Schluß, daß sich Schilling für die Bebilderung seiner Chronik von verschiedenen Händen helfen ließ, und die romantische Vorstellung vom Kaplan im Hof, der als einziger seine Chronik schrieb und illustrierte und nur für einen Teil der Bilder über einen Gehilfen verfügte, verliert so seine Konturen. Vieles scheint im Gegenteil darauf hinzudeuten, daß während längerer Zeit eine Art Werkstattbetrieb bestand. Schmid untersucht neu die Arbeits-

weise der beiden Hände, ihre gegenseitige Beziehung und ihre Einordnung in die Buchmalerei ihrer Zeit. Aus den zum Teil sichtbaren Anweisungen des Zeichners an den Maler, aus den heraldischen Farbangaben, den Randdekorationen, aus *Pentimenti* läßt sich auf die Mitwirkung mehrerer Hände schließen. Als gesichert darf gelten, daß der zweite Miniaturist, die Hand B, von Schilling erst nachträglich zugezogen wurde, als die Arbeit bereits in vollem Gange war. Der Gehilfe ist auch mit Sicherheit nicht in der Werkstatt herangebildet und nicht auf die Manier der ersten Hand verpflichtet worden.

Hand A zeichnet Alfred A. Schmid, durchaus im Sinne von Paul Hilber in der Faksimile Edition von 1932, als Bildgestalter von höchster Anschaulichkeit. Sein Interesse an wirklichkeitsnaher Wiedergabe des Geschehens erstreckt sich bis ins Detail. Die Handlung spielt meist im Vordergrund, und der einzelne wird gern der kompakten Gruppe zugeordnet. Doch bleibt im Großen und Ganzen der Menschentyp von Anfang bis Schluß derselbe. In der Wiedergabe des Geschehens wählt die Hand A in der Regel einen dramatischen Höhepunkt zum Thema, mit sicherem Gespür für effektvolle Pointierung.

Als ein Künstler anderer Art erweist sich Hand B. Sie gestaltet vorab mit malerischen Mitteln. Einzelheiten der Bilderzählung werden sekundär behandelt oder vernachlässigt. Die Sorgfalt in der Wiedergabe von Kleidung, Waffen, Geräten, Bauten fehlt. Die Kleidung ist allgemein moderner geworden; die steife gotische Pracht der Gestalten der Hand A hat einer bequemen Mode Platz gemacht. Die Raumtiefe ist kontinuierlich vom Vordergrund her erschlossen.

Unterschiedlich ist das Verhältnis der beiden Hände zur Farbe. Bei Hand A bleibt die Farbe deskriptiv, sie ist Mittel zur genaueren Wiedergabe eines Objekts. Hand B verwendet die Farbe freier, löst sie zunehmend vom Objekt und integriert sie der Gesamtwirkung des Bildes. Überlegen ist B der ersten

Hand bei der Wiedergabe der Atmosphäre und der Stimmung.

Zusammenfassend umschreibt Alfred A. Schmid das Verhältnis der beiden Hände: A ist ein Illustrator, der von der Zeichnung herkommt und sich für die Kolorierung seiner Bilder weitgehend, wenn nicht ganz, auf die Gehilfenschaft verläßt. B ist ein Maler, der in Farben denkt und in Farben gestaltet, mit einem feinen Empfinden für die Stimmung eines Bildes.

Die Luzerner Chronik des Diebold Schilling erweist sich somit als Gemeinschaftsarbeit: Während der Text ausnahmslos von Diebold Schillings eigener Hand geschrieben wurde, teilten sich die beiden Hände in die Illustrationen. In der einen, der sogenannten Hand A, dürfen wir Schilling selber sehen, während die Hand B, im Vergleich zu Schilling moderner, aber nicht unbedingt qualitätsvoller, weiterhin anonym bleibt, sich aber nach Herkunft und Schulung Süddeutschland zuweisen läßt. Unter den aktenmäßig anfangs des 16. Jahrhunderts in Luzern nachweisbaren Malern läßt er sich nicht ausfindig machen. Die beiden Hände haben die Bildkompositionen geschaffen und persönlich in die Reinschrift der Chronik übertragen. An der Illuminierung der Zeichnungen haben mehrere Hände mitgearbeitet. Als sicher darf gelten, daß Schilling den größten Teil, wenn nicht sämtliche von ihm geschaffenen Illustrationen zum Ausmalen Mitarbeitern überließ. Hand B hingegen dürfte ihre Kompositionen größtenteils, wenn nicht ausschließlich, selber ausgemalt haben. Die Annahme mehrerer Gehilfen, die gleichsam um den selben Tisch herum malten, deckt sich mit den uns bekannten spätmittelalterlichen Werkstattgepflogenheiten.

Unvergleichliches Zeugnis

Wie steht Diebold Schillings Chronik zu den andern, im Spätmittelalter zahlreich entstandenen Bilderchroniken? Für diese Untersuchung scheidet Alfred A. Schmid die

französischen, burgundischen, niederländischen und auch die italienischen Chroniken zum vornherein aus; denn sie haben mit den Schweizer Bilderchroniken nicht das geringste zu tun. Er zieht nur süddeutsches und schweizerisches Material in Betracht: Die Chronik des Konzils von Konstanz des Ulrich Richental (1465), die Chronik der Stadt Augsburg von Siegmund Meisterlin (1456), Thomas Lirers Schwäbische Chronik (1480) und die Chronik des Bauernkriegs von Jakob Murer (1525). Aus den Vergleichen erhellt die Sonderstellung der Schweizer Bilderchroniken, die im Gegensatz zu vielen Geschichtswerken in Süddeutschland und am Oberrhein nicht für eine weitere Verbreitung bestimmt waren. Die Schweizer Bilderchroniken waren Einzelstücke amtlichen Charakters, Denkmäler der Geschichte des Gemeinwesens. Sie zeigen eine klare Konzeption und straffe Ordnung, die von keinem anderen Geschichtswerk des ausgehenden Mittelalters erreicht wird. Jedem Kapitel ist eine Illustration zugeordnet. Die Entwicklung in der Schweiz führt von der Berner Chronik des Bendicht Tschachtlan über Diebold Schillings d. Ä. Amtliche Berner Chronik und den Spiezer Schilling zur Luzerner Schilling-Chronik. Ihr räumt Alfred A. Schmid innerhalb der Schweizer Bilderchroniken eine ganz besondere Stellung ein. Sie führe die spätmittelalterliche Geschichtsschreibung in der Alten Eidgenossenschaft auf einen Höhepunkt, nicht wegen ihres historiographischen Eigenwertes, sondern auf Grund der engen Beziehung von Text und Bild und des überragenden Stellenwertes der Bilder. Sie nehme (so besehen) unbestreitbar den ersten Rang unter den Schweizer Bilderchroniken ein. «Die Lebendigkeit und Unmittelbarkeit der Bildaussage, die alle hergebrachten Formeln und Rezepte verschmäh und sich nur ausnahmsweise an Vorlagen hält, macht diese Chronik zu einem so unvergleichlichen Zeugnis ihrer Epoche, ein Zeugnis, wie es uns in gleicher Dichte und Fülle aus dem damaligen Europa kein zweites Mal erhalten blieb.»